

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 12

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 12
XVII. Jahrgang
1927

Bern
19. März
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Märzwind.

Von Ernst Oser.

Der Märzwind faust, der Märzwind pfeift, Der Märzwind hämmert an das Tor, Das kracht und dröhnt. Das Tor, es barst,
Rückt an mit seinen Schergen. Das eisgefügte, harte. Der Winter ist geschlagen.
Ob sich der Winter auch versteift Er fährt mit schweren Stücken vor, Der Märzwind will mit seinem Harst
Und sich im Tal will bergen, Zielt durch die Felsencharte. Durch freie Kluren jagen.

Noch sind die Wiesen gelb und kahl, Der Wald horcht auf. Der Wipfel Schar
Des Ackers Schollen dampfen. Schaut aus nach frischen Kränzen.
Doch in die Weiten klirrt's wie Stahl, Der Märzwind jauchzt: Bald wird es wahr,
Des Märzwinds Rosse stampfen. Heißa, bald muß es lenzen!

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 12

Wiederum legte sich Glanzmann nieder, sah in die Höhe, beachtete den Geistlichen nicht mehr. Und der Geistliche stritt sich wiederum mit dem gelehrten Professor.

„Habt Ihr gehört? Ihr nennt ihn rebellisch und aufässig! Und doch sind ihm Stadt und Regiment fremde und feindliche Dinge, nach denen er nicht begehrt! Seht ihn doch an! Nun sucht er die Hände Gottes, daß sie den Menschen eines Jahrhunderts nahe bleiben! Ja, wohl ist er ein Rebell; doch gegen all die Geister gedankenlosen Wohllebens!“

Herr von Muralt stand leise auf, verließ Glanzmann und verschwand im Waldweg.

Und Himmel und Wipfel wogten durcheinander, immerfort, immerfort. Und unter den Wipfeln lag der Bauer hingegeben, im frühabendlichen Schatten, und vergaß die Stunde, lag da, bis die ersten fröstelnden Schauer ihn überfielen. Und dann stand er auf, beruhigt und voll von einer großen Sicherheit, stieg hügelab und auf, querte die Wiesen über dem Dorfe, umging die äußersten Häuser und erreichte die ersten Pflanzplätze. Plötzlich hielt er an. Seine Augen wurden gebannt. Wer stand da?

Im Bohnenwäldchen arbeitete Hanna, die Frau des Spenglers. Aber das war doch nicht der Pflanzplatz Gansers? Glanzmann versuchte zu überlegen, doch ihn fesselte die Gestalt. Er sah die Hände behend und sicher im dorrenden Laube nach den Hülsen haschen, die Stiele brechen, die Früchte in den Korb legen. Zärtlichkeit lag in diesen Händen, wie sie zwischen Blättern und Ranken tasteten, bald die Linke, bald die Rechte — und wie sie das

Laub bogen, das Gewirr der Fruchtträger seitwärts schoben und sich anschniegten und zwischen das Grüne drängten.

Hanna hörte sein leises Kommen nicht, hörte nicht, wie er anhielt und mit dem Fuße einen Stein bewegte, um sie anzurufen. Sie war nur auf die Arbeit bedacht, sah nicht links und nicht rechts. Glanzmann schwankte, wußte nicht, wie er sich kundgeben sollte. Aber nun fielen seine Augen auf den weißen zarten Arm, der immer höher wuchs, um oben im noch grünen Laube nach Hülsen zu suchen. Ein kurzer Gedanke durchfuhr ihn, erschreckte ihn, vermehrte seine Unruhe. Er sagte laut, um diesen Bann zu brechen: „Guten Abend!“

Erschrocken ließ sie den Arm sinken und fuhr herum; der Linken entfiel beinahe der Korb. „Guten Abend!“ sagte sie leise, und ihr weißes Gesicht ward rot wie eine Rose, und die Augen verbargen sich unter den großen Engellidern.

„Arbeitest du für deine Mutter?“

„Für mich und meine Mutter, ja!“

„Schilt dein Mann nicht mehr mit dir?“

„Nein, nicht mehr.“ Sie zögerte und wurde immer verlegener. Glanzmann überlegte bei sich selber. „Aber du wirst wieder zu ihm zurückkehren?“ Sie senkte die Stirn. „Es ist wohl meine Pflicht, wieder hinzugehen!“

Er las in ihren vergränten Zügen, daß es schlimmer war, als sie gestand. „Läßt er dich entgelten, daß ich für dich eingestanden bin?“ Sie wehrte mit der Linken ab, aber die Rechte krampfte sich um den Korbbügel, und deutlich sichtbar trat die Verlegenheit wieder in ihr Gesicht.

„Sieh, Hanna“, sagte Glanzmann, „so hart ist das Schicksal mit uns! Wir hoffen, Gutes zu wirken, und wir wirken Böses. Ich befreie dich von der Wut des sinnlosen Menschen, und ich gebe dich doppelt preis. Was sind wir für Stümper.“

Hanna sah ihn an, nun standen ihre Augen offen. „Quäle dich nicht! Ich weiß, daß du's gut gemeint! Du denkst nur an das Gute! Und man hört auf dich, nicht alle Menschen heißen Gasser!“ Fast freudig deutete sie hinüber nach der Bohrimühle! Und plötzlich ward sie rot. „Ich will versuchen, noch einmal zu ihm zu gehen! Damals, als ich ihn heiratete, war es eine Zeitlang besser! Vielleicht wird's wieder so wie damals!“

Sie sah auf ihre Hände nieder, als ob sie prüfe, ob sie dem Kampfe gewachsen seien, hastete plötzlich und faßte den Korb fester. „Es wird Abend, ich muß kochen gehn! Gute Nacht!“

Und sie ging an ihm vorbei, senkte die Augen und berührte ihn dennoch mit den geheimen Händen ihrer warmen Nähe. Erregt stand er in dem schmalen Wiesenwege still, wartete, bis sie in den Bäumen des alten Saarbachhäuschens, dem obersten der Dorfstraße, verschwunden war, spähte, ob nicht aus dem Rauchfange dieses Daches die blaue Säule steige, fühlte, wie die Gedanken sich regten, staunte über sich selber, schüttelte den Kopf und wußte nicht, was in seinem Innern sich verändert habe.

11.

Am dritten Sonntagmorgen, nach dem die Blitzableiterstangen aufgerichtet wurden, am ersten, seit man sie auch drüben im Bohrigut leuchten sah, gewahrte Marianne, daß die Vorübergehenden aus den höheren Höfen, die zur Kirche gingen, auf das Dach deuteten und lachten. Sie faßte sich und schluckte, schwieg auch vor Glanzmann und weinte nur vor den Kindern: „Schämen muß man sich, in die Predigt zu gehen!“

„Aber Vater geht doch zur Predigt“, sagte Rosa. Marianne höhnte: „Weil er sich nicht schämt, geht er!“

Sie kämmte die Kinder, steckte die älteren in den Sonntagsstaat, wusch das Kleine, ließ den Jungen laufen. Als bald kam er zurück: „Muetli, chumm lueg, Fähnen uf em Dach!“ Erhebend ließ Marianne den Kamm fallen, schlich sich verstohlen auf den Hausplatz und äugte auf die Dachkante. Jede der funkelnden Spitzen trug ein zerfektes Hudenhemd als Flagge, und der Morgenwind blies in die Hemdenstöcke, wie wenn er mit zwei Fingern die Fäden höhnisch höbe und mit vollen Backen sein Lachen verblase.

Bei solchem Anblick fuhr die Bäuerin los wie ein geschnellter Bolz, lief in den Gaden und schrie den Mann an: „Was? du kleidest dich für die Predigt um? Hol' zuerst die Lumpen vom Dach! Solches haben wir nun von deinem Wirbelsinn! Hol' die Lumpen herunter!“

Glanzmann schüttelte den übermüden und nachtschatteten Kopf: „Manche Schandfahne ward zur Fahne des Triumphes! Sie sollen oben bleiben bis nach der Predigt!“

„Hat dir der famose Bruder solches eingegeben? Ja, in einem ist er stärker als du: Hier oben!“ Sie wies mit dem Zeigefinger höhnisch auf den Hirnkasten, geriet aber als bald wieder in hellen Zorn. „Und ich sage dir, Glanzmann,

wenn die Fäden nicht heruntergeholt werden, will ich sorgen, daß gründlich abgeräumt wird!“

Warf die Gaden tür zu, eilte hinunter, tobte im Hause umher — und gleich darauf hörte man auch die Haustür schmetternd in die Posten fallen. Glanzmann atmete geduldig, kleidete sich um und schritt ihr einen kurzen Augenblick später nach, dorfwärts, doch ebenso gelassen, wie sie empört dahineilte.

Rosa lief ihm aus der Hoffstatt entgegen: „Vater, schämst du dich denn nicht, in die Kirche zu geh'n? Mutter sagt, wir müßten uns schämen!“ Er sah sie an, strich ihr die Haare glatt, sagte nur: „Geh, spiele, kümmere dich nicht um das, was die Großen sagen. Hol' du mir Santjohannisblumen aus der Wiese, gelt! Wenn ich wiederkomme, will ich dir erzählen.“

Sie lief weg, er aber seufzte und setzte den Weg fort, kam vor die Kirchentür, schritt durch das vollbesetzte Mittelschiff und setzte sich nahe dem Taufstein. Er fühlte deutlich eine sonst nicht gekannte Feindseligkeit, und es war sichtbar und fühlbar, wie seine Anwesenheit die Andacht der Gemeinde störte. Der Pfarrer sprach von zweierlei geistlichen Menschen, von der demütigen und von der hochmütigen Art, warnte vor Hochmut und lobte die wahre Demut. Wer von Gott auserwählt sei, bezeuge dies durch die größte Demut, und an der Demut könne man jederzeit die wahren Frommen erkennen und unterscheiden von den Eitlen und Stolzen, die das Land mit dem Getöse ihrer Weissagungen füllten. Jeder, dem eine besondere Aufgabe geworden sei, müsse schwer daran tragen, und sie werde immer schwerer und lasse dem Träger gar keine Gelegenheit, sich zu überheben.

Als er die Predigt geendigt hatte und nach einer herzlichen Mahnung, gut zu prüfen, ehe man über einen Frommen urteile, und sich an die wirklich Frommen zu halten, las er den Choral vor und forderte zum Gesang auf.

In diesem Augenblick erhob sich Glanzmann im ersten Kirchenstuhl und bat mit schüchternen Worten, zur anwesenden Gemeinde sprechen zu dürfen. Solches war, soweit die Erinnerung der Rötiviler reichte, niemals vorgekommen. Man reckte die Häse, um den Bauer zu sehen. Aber schon antwortete der Pfarrer: „Es sei! Ich bitte die Gemeinde, einen Augenblick zu warten und sich zu gedulden. In der Urgemeinde zu Jerusalem haben die Brüder auch untereinander gesprochen und die Apostel ließen es geschehen!“

Und obwohl sich in den Kirchenstühlen des Gemeinderates der glazige Oppfiker wie auch der Kassier räusperten und sich die wunderbar beschienenen zartrotten Gläsen rieben, begann der Obermooser dennoch zu sprechen.

Er fing an mit „Liebe Gemeinde“, fuhr fort mit „liebe Brüder“, wie es der Geistliche gewöhnlich tat, und brauchte ein einziges Mal „liebe Mitchristen!“ Sie alle hätten gehört von einer neuen Erfindung, die einem klugen und guten Manne gelungen sei; doch diese Erfindung sei nur ein Anfang. Dinge würden geschehen, an die heute keiner denke! Der Mensch könne sich schützen vor der himmlischen Flamme, die da niederfahre und Leben zeuge und jeden verbrenne, den sie treffe!

„Aber wehe den Menschen“, rief er aus, „wenn sie die Erde untertan machen und vergessen, wer über ihnen steht! Wehe den Menschen, wenn sie die himmlische Flamme von sich fernhalten, nur um sie zur verachten und sich selbst



Der einsame Meister. — Nach einem Gemälde von Otto Nowak. (Zum Beethoven-Artikel.)

zu leben! Es gibt heute ein mächtiges Volk, das über alle andern Völker sich erhoben hat und alle ausplündert. Und sein Herr, der über alle gebietet, tut in seinem Uebermut Gewalttat und Frevel. Doch tausendmal schlimmer als das große Kriegsvolk des Kaisers werden die Menschen sein, die in ihrer Sicherheit Gott vergessen haben!“

Er stockte, verlor den Faden seiner Rede, hörte, wie die Gemeinde zu murmeln anfing, und ging unvermittelt zu seiner Forderung über.

„In dieser Gemeinde hat die Bewegung ihren Anfang genommen. Es werden viele die eisernen Schutzstangen auf ihre Dächer stellen. Damit aber das Gute nicht zum Verderben ausschlage, ist es notwendig, daß jedermann erkenne, welche Gabe uns in der neuen Erfindung gegeben wurde; deshalb muß die Gemeinde beschließen, jedes Dach mit der Schutzstange zu versehen und eine große Feier zu veranstalten, zum ewigen Gedächtnis, daß man die Gabe empfangen habe mit Dank und frommen Herzen!“

Der kluge und gütige Mann auf der Kanzel ergriff, gleich nachdem Glanzmann geschlossen, das Wort. Die ganze christliche Gemeinde habe die merkwürdigen und neuartigen Worte des Mitbruders Glanzmann gehört. Der Blikableiter sei ein weltliches Ding, aber darin habe Glanzmann recht: Es gebe auf der Erde kein Ding, das von Gott entfernt wäre und nichts mit ihm zu schaffen habe. Indessen könne die Gemeinde nicht beschließen, die Kosten zu übernehmen, darüber müsse gesprochen werden, und nicht während eines Gottesdienstes, sondern in einer eigenen Versammlung. Die Versammlung möge die Worte Glanzmanns zu Herzen

nehmen und darüber nachdenken, vorläufig indessen still nach Hause gehen.

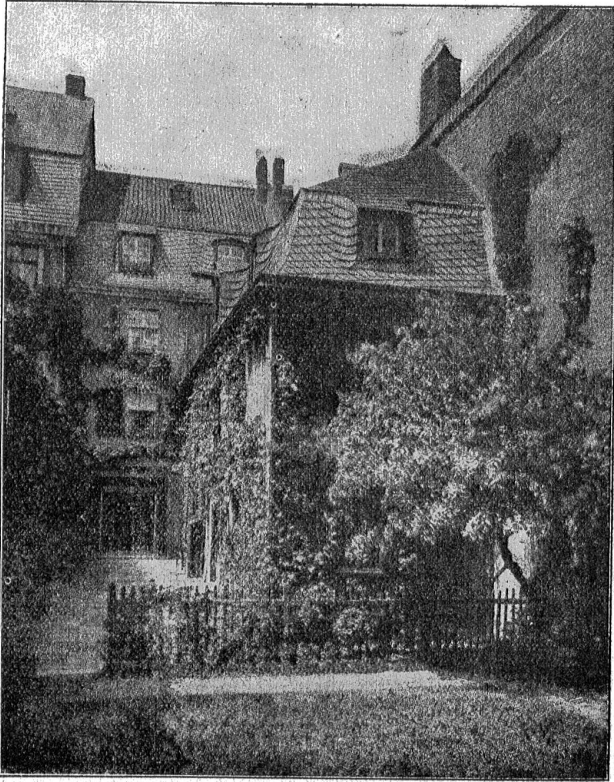
Gerade zur rechten Zeit schwieg der Pfarrer, denn der Gemeindepräsident Oppliger hatte sich erhoben und brannte los:

„Wenn es in Jerusalem Sitte war, daß die Gemeindebrüder sprachen, dann habe ich und noch manch anderer ein ebenso gutes Recht, gehört zu werden wie der Obermooser. Die Blikableitersache ist eine Privatsache und geht die Gemeinde nichts an. Die Versammlung hat kein Recht, über solche Dinge abzustimmen. Niemand würde an einen solchen Beschluß gebunden sein. Es ist ganz gut, daß unser Herr Pfarrer den Schlußchoral nicht singen lassen will und uns nach Hause schickt. So wissen wir wenigstens, wie die neue Mode aussieht!“

Raum war die Drohung gegen den greisen Geistlichen gefallen, so erhob sich auch der Kassier zu einem klugen und sonderbaren Wort.

„Da wir nun einmal in Jerusalem sind, so will ich auch meine Meinung sagen. Wir sollten keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um der Gemeinde eine neue kleine Steuer aufzuerlegen. Und die Blikableitersache könnte zu einer neuen und gerechten Steuer führen. Im übrigen weiß man, daß Glanzmann sein „Beträfnis“ immer sehr pünktlich abliefern und darum auch die neue Steuer mit Freuden auf sich nehmen wird!“

Glanzmann sah sich von allen Seiten mit bösen Blicken beworfen. Aber unter den bösen Blicken gewann er seine ganze Zuversicht wieder. Er antwortete frei und mit einem



Bonn: Beethovens Geburtshaus (Gartenseite).

Anflug von Ironie und begleitete seine Worte mit nachdrücklichen Hinweisen seiner Rechten.

„Es gibt Dinge, die mir früher nie aufgefallen sind. Wie weit entfernt sind wir doch von Gott, daß wir an die Steuern und an unser Mittagessen denken! Es werden sich viele finden, die alle Kosten der Sache tragen. Nur eines soll in dieser Stunde beschlossen werden: daß wir zum ewigen Gedächtnis eine Feier stiften, auf daß die kommenden Geschlechter sich erinnern, wer ihnen die trostreichen Gaben geschenkt, und daß sie nicht zu Räubern werden in ihrem Herzen.“

Heftiges Gemurmel füllte in einem Augenblick die Kirche. Der Gemeindepräsident gewann mit seiner schneidend scharfen Stimme die Oberhand. „Es ist beinahe Essenszeit! Mit solchem Gefasel werden wir nicht satt, und die Hungrigen haben einen weiten Heimweg!“ (Fortsetzung folgt.)

Beethoven als Mensch und Künstler.

Zum 100. Todestag, 26. März 1927.

Der Wiener Dichter Grillparzer, selber ein Stück Menschenfeind, hat im März 1827 an Beethovens Grab die klassischen Worte gesprochen: „Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch; Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeit!“

„Für alle Zeiten!“ Gewiß, Grillparzer hatte recht und wird recht behalten in alle Zukunft. Die Wertschätzung Beethovens hat sich in den hundert Jahren seit seinem Ab-

leben vertieft, wie bei vielen anderen großen Menschen. Aber wenn in diesen Tagen des großen Genius gedacht wird, der auf dem Gebiete der Instrumentalmusik immer noch keinen ebenbürtigen Kollegen gefunden hat, dann wollen wir auch den Menschen Beethoven nicht vergessen, wollen uns erinnern, was er gelitten, erstrebt und erkämpft hat unter den ungünstigsten Bedingungen, die es geben kann. Wir wollen daran denken, daß schon der Fünfundzwanzigjährige mitten in einer Periode frohen Schaffens plötzlich von den ersten Vorboten eines schweren Gehörleidens geängstigt wurde. Der Künstler stemmte sich mit aller Kraft gegen die Krankheit. Die ersten Ohrenärzte wurden konsultiert. Menschliche Kunst war zu schwach. Und langsam, langsam, aber mit nicht mißzuverstehender Gewißheit starb die Fähigkeit des Hörens, für einen Tonkünstler ungefähr gleich schlimm, wie das Verlieren des Augenlichts für einen Maler. Wohl hatte Beethoven Momente tiefster Traurigkeit, Momente der Weltuntergangsstimmung. Wir brauchen uns nur das bekannte Heiligenstädter Testament vom Oktober 1802 zu vergegenwärtigen. Alle Zeilen in düsterer Schwermut! Aber auch eine seltene Gefühlstiefe und eine wahre Ehrfurcht gebietende Größe verraten sie. Der Glaube an sich selbst, an seine göttliche Berufung, an seine ungeschwächte Kunst, der Glaube aber auch an einen Höheren über uns, das ließ ihn ausharren, ihn, den wir heute nicht nur als Lieddichter — er wollte so genannt werden — feiern wollen, der uns in unbekannte Sphären führte und führt, sondern auch als Held und Märtyrer. Wir wollen die Kraft uns vergegenwärtigen, die in seinen Worten liegt: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.“ Oder: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als anderen Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.“ Nicht immer konnte allerdings Beethoven das irdische Leid und Weh abschütteln. Dann klagte er wohl das Schicksal an: „Ich bringe mein Leben elend zu und meide alle Gesellschaften, weil's mir nun nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub! Ich habe oft schon den Schöpfer und mein Dasein verflucht!“ Oder rief qualvoll aus: „O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist aller wahren Freude Widerhall mir fremd!“ Das mußte jener Mensch sagen, der in der Neunten Symphonie dem



Der jugendliche Beethoven. — Nach G. Stainhauser.

herrlichen „Lied an die Freude“ von Schiller so beseligenden und lebenbejahenden Ausdruck gab!